

Werk

Titel: Meine Reise zum Südpol

Autor: Amundsen, Roland

Ort: Berlin

Jahr: 1912

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?391365657_1912 | LOG_0125

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

Meine Reise zum Südpol.*

Von Roald Amundsen.

Der Plan der dritten Fram-Expedition zerfällt in zwei Teile: Das Vordringen bis zum Südpol und die Erforschung der Nordpolarzone.

Heute Abend werde ich die Ehre haben, Ihnen über den zur Ausführung gebrachten ersten Teil zu berichten.

Die mir zur Verfügung stehende Zeit gestattet mir nicht, einen Überblick über alle Expeditionen zu geben, welche dazu beigetragen haben, unsere Kenntnis der ausgedehnten unerforschten Gegenden des antarktischen Kontinents zu erweitern. Ich muß mich darauf beschränken, nur kurz die Expeditionen zu erwähnen, welche früher in derjenigen Region gearbeitet haben, wo wir unseren Ausgangspunkt zu suchen hatten.

Da es unser Ziel war, den Südpol zu erreichen, so hatten wir zunächst danach zu streben, mit unserem Schiff so weit als möglich nach Süden vorzudringen und dort unsere Station zu bauen. Die Schlittenreise mußte auf alle Fälle noch immer lang genug werden.

Ich wußte, daß die Engländer ihr altes Winterquartier im Mc. Murdo-Sund, Süd-Victoria-Land, wieder als ihren Ausgangspunkt wählen würden. Aus den Zeitungen war bekannt, daß die Japaner sich das „König Eduard des Siebenten“-Land ausersehen hatten. Um diesen beiden Expeditionen nicht in den Weg zu kommen, blieb für uns nichts anderes übrig, als so weit wie möglich von dem Ausgangspunkt derselben unsere Hütte auf der Barrière aufzubauen.

Die große antarktische Barrière — auch Roß-Barrière genannt — liegt zwischen Süd-Victoria- und König Eduard des Siebenten-Land und hat eine Ausdehnung von etwa 830 Kilometern. Der erste, welcher diese mächtige Eisformation im Jahre 1841 antraf, war Sir James Clark Roß. Man wird es natürlich begreiflich finden, daß er es nicht wagte, seine beiden Segelschiffe „Erebus“ und „Terror“ bis dicht an die mächtige, 30 Meter hohe Eiswand laufen zu lassen, welche seinem weiteren Vordringen gegen den Süden Halt gebot. Er erforschte indessen diese Eiswand aus angemessener Entfernung so gut es die Umstände erlaubten. Schon diese seine Beobachtungen ließen erkennen, daß die Barrière nicht eine fortlaufende, jäh abfallende Eiswand war, sondern daß sie von Buchten und kleinen

* Vortrag, gehalten in der Außerordentlichen Sitzung der Gesellschaft am 9. Oktober 1912. Das Reisewerk wird demnächst im Verlag von J. F. Lehmann, München, erscheinen. Anm. d. Red.

Kanälen unterbrochen wird. Auf der von Roß angefertigten Karte können wir sogar eine ganz imposante Bucht beobachten.

Die nächste Expedition, welche nach jenen südlichen Regionen segelte, war die des „Southern Cross“ im Jahre 1900. Überaus interessant ist die Tatsache, daß diese Expedition die erwähnte Bucht genau an demselben Platze wiederfand, wo Roß sie im Jahre 1841 — also nahezu 60 Jahre früher — gesehen hatte. Und interessant ist ferner, daß diese Expedition einige Seemeilen östlich von dieser großen Bucht in einer kleinen Bucht — der Ballon-Bucht — landen und von dort aus die Eisbarriere erklimmen konnte, die bis dahin als unzugänglich angesehen worden war, als ein unüberwindliches Hindernis, welches ein weiteres Vordringen nach dem Süden unmöglich machte.

Im Jahre 1901 dampfte die „Discovery“ längs der Barrière und bestätigte in jeder Beziehung, was die Expedition des „Southern Cross“ beobachtet hatte, konnte auch in der von Roß bezeichneten Richtung Land entdecken, das „König Eduard des Siebenten-Land“. Scott landete ebenfalls in der Ballon-Bucht und konstatierte, wie seine Vorgänger, weiter westlich die große Buchtformation.

Im Jahre 1908 kam Shackleton mit seinem Schiffe „Nimrod“ dort an. Auch er fuhr, wie seine Vorgänger, längs der Eisbarriere und kam zu dem Schluß, daß Störungen in der Barrière eingetreten waren und zwar daß die Küstenlinie der Ballon-Bucht verändert worden war, so daß diese jetzt mit der großen westlichen Bucht zusammenfiel. Diese weite, seiner Meinung nach neugebildete Bucht wurde von ihm „Walfisch-Bucht“ genannt. Seinen ursprünglichen Plan, hier zu landen, gab er indessen auf, da die Eisbarriere dort zu gefährlich aussah, um auf derselben die Winterquartiere zu errichten.

Es bot keinerlei Schwierigkeiten sich zu vergewissern, daß die von Roß auf der Karte eingezeichnete Bucht und die sogenannte „Walfisch-Bucht“ identisch mit einander sind; man brauchte nur die betreffenden Karten zu vergleichen. Außer einigen hier und da abgebröckelten Uferstücken war die Bucht also etwa 70 Jahre lang erhalten geblieben. Aus dieser Tatsache durfte man den Schluß ziehen, daß die Bucht nicht dem Zufalle ihre Entstehung verdankt, sondern daß sich festes Land, Sandbänke oder dergleichen darunter befinden mußten.

Wir bestimmten diese Bucht zu unserer Operationsbasis. Sie liegt 650 Kilometer von der im Mc Murdo-Sund befindlichen englischen Station und 185 Kilometer von König Eduard des Siebenten-Land.¹⁾ Wir durften annehmen, daß wir uns in genügender Entfernung von der englischen Interessensphäre befanden und nicht zu befürchten brauchten, den Weg der

¹⁾ Vgl. Abbild. 7 S. 162 Jahrgang 1912 dieser Zeitschrift.

englischen Expedition jemals zu kreuzen. Die Meldungen über die Station der Japaner auf König Eduards-Land waren zwar ungenau, aber wir nahmen an, daß eine Entfernung von 185 Kilometer reichlich genug wäre.

Am 9. August 1910 verließen wir Norwegen an Bord des seiner Zeit für Nansen erbauten Schiffes, der „Fram“. Wir nahmen 97 prächtige Eskimohunde sowie Proviant für 2 Jahre mit. Der erste Hafen, den wir anliefen, war Madeira; dort wurden die letzten Vorbereitungen für die lange Reise bis zur Roß-Barrière getroffen; wahrlich eine nicht geringe Entfernung, die wir zurückzulegen hatten: etwa 16 000 Seemeilen von Norwegen bis zur „Walfisch-Bucht“. Wir hatten berechnet, daß wir etwa 5 Monate zu der Reise gebrauchen würden. Die „Fram“, von der mit Recht behauptet wird, daß sie das solideste Polarschiff der Welt ist, erwies sich auf dieser langen Fahrt durch fast alle Ozeane als außerordentlich seetüchtig. So durchquerten wir die Gebiete der nordöstlichen und südöstlichen Passatwinde, die stürmische See der 40er Grade, die nebeligen 50er Grade, die eisgefüllten 60er Grade ohne jeglichen Unfall und langten am 14. Januar 1911 auf unserem Arbeitsfelde an der Barrière an. Alles war vorzüglich gegangen.

Das Eis in der Walfisch-Bucht war gerade gebrochen und der Bruch so ausgedehnt, daß wir eine gute Strecke weiter südlich segeln konnten als irgend einer unserer Vorgänger. Wir fanden eine kleine stille Ecke hinter einem vorspringenden Eiskap; von dort aus konnten wir unsere Ausrüstung mit verhältnismäßiger Sicherheit auf die Barrière bringen. Ein anderer, sehr schätzenswerter Vorteil war ferner, daß die Barrière an jener Stelle ganz allmählich gegen die Eisdecke des Meeres abfiel, so daß wir den besten Boden hatten, um unsere Schlitten zu benutzen. Unser erstes Vorhaben nach unserer Ankunft war, die Barrière zu besteigen, uns dort umzusehen und einen geeigneten Platz zur Aufstellung des Hauses ausfindig zu machen, welches wir aus der Heimat mitgebracht hatten. Die Vermutung, daß dieser Teil der Barrière auf darunter befindlichem Festland ruhe, schien durch unsere Umgebung sofort bestätigt zu werden. Anstatt einer glatten, ebenen Oberfläche, wie sie die äußere Eismauer der Barrière zeigt, fanden wir hier den Boden sehr uneben. Überall sah man spitze Hügel und Spitzen, dazwischen Vertiefungen voll großer Massen Geröll und durch Druck hervorgerufene Spalten. Und diese Formationen waren nicht jüngeren Datums. Im Gegenteil konnte man sich leicht davon überzeugen, daß sie sehr alt waren und aus einer Zeit stammen mußten, die weit vor der Epoche des Altvaters Roß lag. Ursprünglich hatten wir beabsichtigt, unsere Station mehrere Meilen vom Rande der Barrière entfernt aufzubauen, um uns nicht der Gefahr auszusetzen, eine ebenso unerwünschte wie unfreiwillige Seereise zu machen, die eintreten konnte, falls der Teil der Barrière, auf dem unser

Haus gebaut war, abbröckeln sollte. Diese Vorsicht war indessen unnötig, da die Formationen, die wir auf unserer ersten Erforschung des Terrains vorfanden, eine hinreichende Garantie für die Festigkeit der Barrière in dieser Gegend boten. In einem kleinen Tal, kaum 4 Kilometer von dem Punkt entfernt, wo wir mit dem Schiff angelegt hatten, suchten wir daher einen von allen Seiten gegen Wind geschützten Platz für unser Winterquartier aus. Bereits am nächsten Tage begannen wir mit dem Abladen des Schiffes. Da waren Materialien für den Hausbau, sowie die Ausrüstung und Vorräte für 9 Mann auf mehrere Jahre. Wir teilten uns in zwei Gruppen, die Schiffsgruppe und die Landgruppe. Erstere bestand aus dem Befehlshaber des Schiffes, Kapitän Nilsen, und den 9 Mann, welche an Bord bleiben sollten, um die „Fram“ aus dem Eise und nach Buenos Aires zu bringen. Die andere Gruppe wurde von uns gebildet, die wir das Winterquartier zu beziehen hatten und nach dem Süden marschieren sollten. Die Schiffsgruppe hatte alles vom Schiff auf das Eis abzuladen. Dort übernahm es die Landgruppe und brachte es an die Stelle, wo wir unser Haus bauen wollten. Anfänglich kam uns die Arbeit etwas ungewohnt vor, da wir auf der langen Seereise außer Übung gekommen waren. Aber lange dauerte es nicht, bis wir alle gut geschult waren und dann ging der Transport vom Schiff zu der Baustelle unserer Heimat, dem Framheim, mit großer Schnelligkeit; das Haus wurde täglich etwas größer.

Als alle Materialien für die Hütte zur Stelle waren, begannen unsere geschickten Zimmerleute, Olav Bjaaland und Jörgen Stubberud, mit dem Bau. Es war ein fertiges Haus, welches wir mitgebracht hatten; es war also weiter nichts zu tun, als die einzelnen nummerierten Teile zusammenzusetzen. Damit das Haus allen Stürmen trotzen könnte, die wir erwarteten, wurde eine 4 Fuß unter der Oberfläche der Barrière gelegene Plattform ausgegraben.

Am 28. Januar, 14 Tage nach unserer Ankunft, stand das Haus fertig da und die Vorräte befanden sich an Land. Eine Riesearbeit war vollbracht; alles schien eine gute Vorbedeutung für die Zukunft zu haben. Aber es war keine Zeit zu verlieren; wir hatten die Pflicht, jeden Augenblick auszunutzen.

Die Landpartei war inzwischen in zwei Abteilungen geteilt worden, von denen die eine die noch fehlenden Vorräte, Ausrüstungs-Gegenstände und dergleichen vom Schiff zu holen hatte; die andere sollte einen Ausflug in südlicher Richtung vorbereiten mit der Aufgabe, die nächste Umgebung zu erforschen und ein Depôt zu errichten.

Am 10. Februar marschierte diese letztere Gruppe ab. Wir waren 4 Mann, 18 Hunde und 3 mit Vorräten voll beladene Schlitten. Lebhaft ist jener Morgen mir noch in Erinnerung, als wir gegen Süden vorrückten.

Es war ruhiges Wetter, der Himmel nur wenig bewölkt. Vor uns lag die große, unendliche Schneeebene, hinter uns die Walfisch-Bucht mit ihren vorspringenden Eiskaps und am Eingang zu derselben unser liebes Schiff, die „Fram“. An Bord wurde die Flagge gehißt; es war ein letzter Gruß unserer an Bord gebliebenen Kameraden. Niemand wußte, ob und wann wir uns je wiedersehen würden. Höchst wahrscheinlich waren die Kameraden bei unserer Rückkehr schon fort; dann würde wohl ein Jahr vergehen, ehe wir sie wiedersehen konnten. Noch einen Blick zurück, noch einen Scheidegruß und dann — vorwärts. Unser erster Vormarsch auf der Barrière war voll Aufregung und Spannung für uns. Es traten so viele Fragen an uns heran: Wie wird sich die Gegend gestalten, die wir zu passieren hatten? Wie wird es mit dem Schlitten gehen? War unsere Ausrüstung den Verhältnissen entsprechend? Hatten wir die richtige Zugkraft? Wenn wir unsere Aufgabe lösen sollten, so mußte alles vom Besten sein. Unsere Ausrüstung war wesentlich verschieden von der unserer englischen Konkurrenten. Wir setzten alle unsere Hoffnung auf die Eskimohunde und die Skies, während die Engländer als Resultat ihrer eigenen Erfahrungen sowohl die Hunde als die Skies fortgelassen hatten, dagegen mit Motorschlitten und Ponnies sehr gut versehen waren.

Wir kamen auf der glatten, weißen Schneeebene schnell vorwärts. Am 14. erreichten wir den 80. Grad südlicher Breite; wir hatten demnach 160 Kilometer zurückgelegt und errichteten dort ein Depôt, welches hauptsächlich aus Vorräten bestand, die wir für unseren Hauptvormarsch nach dem Süden im nächsten Frühjahr verwenden wollten. Diese Vorräte wogen 600 Kilogramm. Zum Rückwege gebrauchten wir 2 Tage; am ersten gingen wir 65 Kilometer, am zweiten 92 Kilometer. Als wir auf der Station ankamen, war die „Fram“ schon fort. Die Bucht war einsam und verlassen; nur Seehunde und Pinguine hatten von dem Ort Besitz ergriffen.

Dieser erste, wenn auch kurze Ausmarsch nach dem Süden war von großer Bedeutung für uns. Wir wußten nun sicher, daß unsere Ausrüstung und unsere Zugkraft sich vortrefflich eignete. Bei ihrer Auswahl war kein Irrtum begangen worden. Jetzt war es an uns, alles aufs Beste auszunutzen.

Unser Aufenthalt auf der Station war nur von kurzer Dauer. Am 22. waren wir abermals fertig, um Vorräte nach einem südlicheren Depôt zu bringen. Wir hatten die Absicht, dieses neue Depôt so weit als möglich südlich vorzuschieben. Diesmal bestand unsere Expedition aus 8 Mann, 7 Schlitten und 42 Hunden. Nur der Koch blieb auf Framheim zurück.

Am 27. passierten wir auf dem 80. Grad das dort errichtete Depôt, wo alles in bester Ordnung vorgefunden wurde. Am 4. März erreichten wir den 81. Breitengrad und legten dort 525 Kilogramm Vorräte nieder. Von

dort kehrten 3 Mann zu der Station zurück, während 5 andere weiter gegen Süden marschierten und am 8. März den 82. Breitengrad erreichten, wo 625 Kilogramm Vorräte deponiert wurden. Dann kehrten wir zurück und waren am 22. wieder zu Hause. Ehe der Winter begann, rückten wir nochmals aus und brachten noch weitere 1100 Kilogramm frisches Salzfleisch und 200 Kilogramm andere Vorräte nach dem Depôt des 80. Breitengrades

Am 11. April kamen wir von diesem Marsche zurück, und damit war unsere ganze Arbeit zur Errichtung von Depôts beendet. Bis zu jenem Datum hatten wir 3050 Kilogramm Vorräte hinausgebracht und diese auf 3 Niederlagen verteilt.

Der Teil der Barrière, über den unser Weg bisher geführt hatte, hat eine durchschnittliche Höhe von 50 Metern und sah wie eine glatte Ebene aus, die wellenförmig, ohne besondere Merkmale, die zur Orientierung dienen könnten, sich fortsetzte. Gewöhnlich war man der Ansicht, daß auf einer solchen endlosen Hochebene keine Vorräte von Lebensmitteln deponiert werden können, ohne die Gefahr zu laufen, sie zu verlieren. Wenn wir aber die geringste Aussicht haben wollten, unser Ziel zu erreichen, so mußten wir die Depôts errichten und zwar in möglichst großem Maßstabe. Diese Frage wurde eingehend besprochen und wir kamen zu dem Schluß, daß wir es mit Zeichen versuchen wollten, die seitlich von unserer Marschroute aufgestellt werden sollten, nicht längs derselben, wie es gewöhnlich geschieht. Wir stellten also eine Reihe von Merkzeichen rechtwinklig zu unserer Marschroute auf, das heißt in ostwestlicher Richtung mit den Depôts als Zentrum. Für jedes der 3 Depôts wurden, 9 Kilometer (5 Meilen) von jeder Seite derselben entfernt, in dieser Weise Merkzeichen angebracht und zwischen denselben auf jeden Kilometer zwei Flaggen. Außerdem wurden alle Flaggen in einer Weise bezeichnet, daß wir, wo wir sie auch trafen, sofort wissen konnten, in welcher Richtung das Depôt sich befand und wie weit wir davon entfernt waren. Diese Vorkehrung erwies sich als durchaus zuverlässig; sogar im dichten Nebel konnten wir unsere Depôts finden. Unsere Kompassse und Entfernungsmesser wurden auf der Station geprüft; wir wußten, daß wir uns auf sie verlassen konnten.

Durch unsere Ausmärsche nach den Depôts hatten wir viel gewonnen. Nicht allein, daß wir große Mengen Vorräte gegen Süden vorschoben; wir hätten auch reiche Erfahrungen gemacht; das war noch mehr wert und sollte uns bei unserem schließlichen Vormarsch nach dem Pol zu Nutzen kommen. Die niedrigste Temperatur, die wir auf diesen Depôtmärschen beobachtet hatten, war 50° Celsius unter Null. Wenn man bedenkt, daß es noch Sommer war, als wir diese Temperatur maßen, so war diese Tatsache eine ernste Warnung für uns, unsere Ausrüstung in gutem Stande zu halten. Wir hatten auch eingesehen, daß unsere handfesten, schweren

Schlitten zu plump waren und daß sie ohne Gefahr bedeutend leichter gemacht werden könnten. Auch mit dem größten Teil unserer sonstigen Ausrüstungsstücke konnte das gleiche geschehen.

Einige weitere Tage, ehe die Sonne verschwand, verwendeten wir auf die Seehundjagd. Das Gesamtgewicht der getöteten Seehunde betrug 60 000 Kilogramm. Wir hatten also reichlich Lebensmittel sowohl für uns selbst als für unsere 115 Hunde.

Unsere nächste Aufgabe war, unseren Hunden ein Schutzdach zu geben. Wir hatten 10 große Zelte mitgebracht, worin 16 Mann bequem Platz fanden. Diese wurden auf der Eisbarriere aufgeschlagen, dann der Schnee auf dem Boden im Innern 2 Meter tief ausgegraben, so daß jede dieser Hundehütten 6 Meter hoch war. Der Durchmesser einer solchen Hundehütte betrug auf dem Boden 5 Meter. Der Grund, weshalb wir diese Hütten so geräumig machten, war, sie so luftig wie möglich zu machen, um dadurch dem Frost vorzubeugen, welcher so schädlich auf die Hunde einwirkt. Und dieser Zweck wurde erreicht, denn sogar in der strengsten Winterzeit wurde kein Erfrieren konstatiert. Die Zelte waren stets mollig und warm. In jedem derselben befanden sich 12 Hunde; jeder von uns hatte für sein Koppel Hunde zu sorgen.

Nachdem wir so für unsere Hunde gesorgt hatten, konnten wir auch an uns selbst denken. Mutter Natur hatte uns eine hilfreiche Hand gereicht, und wir griffen schnell zu, Nutzen daraus zu ziehen. Schon im Monat April war das Haus ganz mit Schnee bedeckt. In diesem neu angetriebenen Schnee wurden Höhlen in direkter Verbindung mit der Hütte gegraben. So konnten wir über große weite Räume verfügen, ohne daß wir Baumaterialien zu kaufen oder zu holen brauchten. Da waren Werkstätten, eine Schmiede, ein Raum zum Nähen, einer zum Packen, einer für Kohlen, Holz und Öl, einer zum gewöhnlichen Baden und einer für das Dampfbad. Jetzt mochte der Winter so kalt und stürmisch werden, wie er wollte. Uns würde er nichts anhaben können.

Am 21. April verschwand die Sonne und es begann die längste Nacht, die jemals von Menschen in der antarktischen Zone verlebt worden ist. Wir brauchten sie nicht zu fürchten, denn wir waren für Jahre hinaus mit Vorräten versorgt, besaßen ein molliges, gut ventiliertes, gut gelegenes und geschütztes Haus. Denken Sie sich dazu unseren prächtigen Baderaum, wo wir regelmäßig jede Woche unser Bad nehmen konnten. Es war tatsächlich das reinste Sanatorium.

Sobald alle diese Einrichtungen fertig waren, begannen wir mit den Vorbereitungen für den im nächsten Frühjahr vorzunehmenden Hauptmarsch. Wir mußten unsere Ausrüstungsgegenstände verbessern und erleichtern. Alle unsere Schlitten verwarfen wir, denn sie waren zu plump

und zu schwer für die glatte Oberfläche der Eisbarriere. Ein solcher Schlitten wog 75 Kilogramm. Unser Ski- und Schlittenmacher Bjaaland beschäftigte sich mit den Schlitten und besorgte alles, was notwendig war. Als der Frühling kam, hatte er allein eine ganz neue Schlittenausrüstung hergestellt. Diese Schlitten wogen nur den dritten Teil der alten. In gleicher Weise gelang es uns, auch das Gewicht aller übrigen Ausrüstungsgegenstände zu verringern. Von der größten Wichtigkeit war die Verpackung der Mundvorräte, die wir für den Marsch mitnehmen wollten. Diese Arbeit besorgte Kapitän Johansen im Laufe des Winters. Sie mußte sehr sorgfältig und mit großer Aufmerksamkeit ausgeführt werden. Von den 42 000 Stück hartem Brot, die zu verpacken waren, mußte jedes einzelne in die Hand genommen werden, ehe der richtige Platz dafür gefunden wurde. In dieser Weise verlief der Winter schnell und angenehm. Jeder von uns hatte die ganze Zeit vollauf zu tun. Unser Haus war warm, trocken, hell und luftig. Kein Wunder, daß wir uns alle der besten Gesundheit erfreuten. Wir hatten keinen Arzt und brauchten auch keinen.

Meteorologische Beobachtungen wurden die ganze Zeit über angestellt. Die Resultate waren überraschend. Wir hatten geglaubt, daß wir unangenehmes, stürmisches Wetter haben würden; aber es kam anders als wir erwartet hatten. Während des ganzen Jahres unseres Aufenthaltes auf der Station erlebten wir nur zwei mäßige Stürme. Sonst wehten ruhige leichte Brisen, meistens aus östlicher Richtung. Der Luftdruck war vorherrschend sehr niedrig, blieb aber konstant. Die Temperatur sank bedeutend, und ich halte es für wahrscheinlich, daß die mittlere Jahrestemperatur, welche wir beobachteten, — 26 Grad unter Null, — die niedrigste mittlere Temperatur ist, die jemals festgestellt worden ist. In 5 Monaten des Jahres hatten wir Temperaturen mit größerer Kälte als 50 Grad unter Null zu verzeichnen. Am 23. August wurde die niedrigste Temperatur gemessen, nämlich 59° unter Null. Das dem Nordlicht entsprechende Südlicht (Aurora Australis) wurde sehr häufig und in allen Richtungen und Formen gesehen. Es wechselte äußerst lebhaft, war aber nicht sehr intensiv. Einige Ausnahmen gab es allerdings.

Am 24. August zeigte sich die Sonne zum ersten Male wieder. Der Winter hatte sein Ende erreicht.

Schon einige Tage vorher hatten wir alles in bester Ordnung und als die Sonne über die Barriere kam, war alles zum Aufbruch bereit. Die Hunde befanden sich in ausgezeichnetem Zustande.

Von jetzt ab beobachteten wir täglich die Temperatur mit großem Interesse; denn so lange das Quecksilber im Thermometer unter 50° blieb, war an einen Aufbruch zum Vormarsch nicht zu denken. In den ersten Tagen des September waren alle Anzeichen vorhanden, daß die Queck-

silbersäule steigen würde. Wir beschlossen daher, so bald als möglich uns auf den Marsch zu begeben. Am 8. September hatten wir eine Temperatur von 30° unter Null. Sofort brachen wir auf; aber dieser Marsch sollte nicht von langer Dauer sein. Schon am nächsten Tage begann die Temperatur stark zu sinken und einige Tage später hatten wir 55° unter Null. Wir menschlichen Wesen hätten es auf dem Marsch bei solcher Temperatur wohl einige Zeit ausgehalten, denn wir waren durch unsere Kleidung gegen die Kälte geschützt; aber die Tiere hätten die Temperatur nicht lange ertragen können. Wir waren daher froh, als wir den 80. Breitengrad erreichten. Dort angekommen legten wir alle Vorräte und Ausrüstungsgegenstände in dem dort früher errichteten Depôt nieder und kehrten nach Framheim zurück.

Jetzt kam eine Zeit, in der das Wetter sehr veränderlich war, die Übergangsperiode vom Winter zum Sommer; wir wußten niemals, was für Wetter der nächste Tag uns bringen würde. Einige vom letzten Marsch mitgebrachte Frostbeulen zwangen uns, solange zu warten, bis wir gewiß wußten, daß der Frühling wirklich gekommen war. Am 24. September beobachteten wir endlich das sichere Zeichen, daß der Frühling da war: die Seehunde begannen auf das Eis zu klettern. Dieses Anzeichen wurde mit Freude begrüßt, nicht minder aber das frische Seehundfleisch, welches Bjaaland am selben Tage brachte. Auch die Hunde wußten den Frühlingsanfang zu schätzen. Sie waren auf frisches Seehundfleisch ordentlich versessen. Am 29. zeigte sich ein anderes noch deutlicheres Frühlingszeichen: es kam nämlich ein Zug antarktischer Petrellen angeflogen. Neugierig umkreisten sie unser Haus zur Freude aller, nicht allein unser selbst, sondern auch der Hunde. Diese wurden ganz wild vor Freude und Aufregung, liefen hinter den Vögeln her und rechneten wohl schon auf einen delikaten Braten. Die dummen Hunde, ihre Jagd endigte mit einem wilden Kampf unter einander.

Endlich am 20. Oktober war das Wetter so beständig geworden, daß wir aufbrechen konnten. Den ursprünglichen Plan, welcher darin bestand, daß wir alle südwärts marschieren sollten, hatten wir inzwischen geändert. Wir sahen ein, daß wir ohne jegliche Gefahr in zwei Gruppen den Marsch antreten könnten und in der Weise viel mehr ausrichten würden. Wir hatten uns dahin verständigt, daß 3 Mann nach Osten in der Richtung auf König Eduards-Land gehen und dieses erforschen sollten; die übrigen 5 Mann hatten den Hauptplan durchzuführen: das Vordringen nach dem Südpol.

Der 20. Oktober war ein schöner Tag. Es herrschte klares, mildes Wetter. Die Temperatur betrug 1° über Null. Unsere Schlitten waren leicht und wir konnten flott vorwärts marschieren. Unsere Hunde brauchten

wir nicht anzutreiben; sie waren von selbst eifrig genug. Wir waren 5 Mann und 52 Hunde mit 4 Schlitten. Mit den in unseren 3 Depôts am 80., 81. und 82. Breitengrad vorhandenen Vorräten hatten wir Lebensmittel genug für 120 Tage.

Zwei Tage nach unserem Abmarsch wäre uns beinahe ein ernster Unfall zugestoßen, indem Bjaalands Schlitten in eine der vielen Eisspalten fiel. Im letzten Augenblick konnten wir glücklicherweise Bjaaland zu Hilfe kommen; wären wir noch einen Moment später gekommen, so würde der Schlitten mit seinen 13 Hunden in der anscheinend unergründlichen Tiefe der Eisspalte verschwunden sein.

Am 4. Marschtage langten wir bei unserem unter dem 80. Breitengrad befindlichen Depot an. Dort blieben wir zwei Tage und gaben unseren Hunden so viel frisches Seehundfleisch, wie sie fressen mochten. Zwischen dem 80. und 81. Breitengrad ist die Barrière auf dem von uns verfolgten Wege eben und schön mit Ausnahme einiger niedriger Wellen; verborgene gefährvolle Stellen gab es dort nicht. Ganz anderer Art ist die Gegend zwischen dem 81. und 82. Breitengrad. Während der ersten 30 Kilometer befanden wir uns in einem wahren Labyrinth von Eisspalten, so daß es mit großer Gefahr verbunden war dort durchzukommen. An vielen Stellen sah man gähnende Abgründe, weil große Stücke der Oberfläche abgebröckelt waren; die Oberfläche zeigte sich daher sehr unsicher. Wir haben diese Strecke vier Mal passiert. Bei den ersten drei Malen herrschte so starker Nebel, daß wir nur die wenige Fuß vor uns liegenden Dinge erkennen konnten. Erst bei dem vierten Mal hatten wir klares Wetter. Da konnten wir denn erst deutlich übersehen, welchen großen Schwierigkeiten wir ausgesetzt gewesen waren.

Am 5. November erreichten wir das Depôt am 82. Breitengrad und fanden dort alles in Ordnung. Zum letzten Male konnten unsere Hunde hier gut ausruhen und sich reichlich sattfressen. Und sie taten es gründlich während der zwei Tage Rast. Schon vom 80. Breitengrad ab errichteten wir Schneewegweiser, die uns auf dem Rückwege als Merkzeichen dienen sollten. Im ganzen errichteten wir 150 solcher Wegweiser und zu jedem derselben wurden 60 Schneeböcke gebraucht. Es mußten also 9000 Schneeböcke zu dieser Arbeit aus dem Schnee herausgeschnitten werden. Diese Merkzeichen entsprachen ganz unseren Erwartungen, denn sie ermöglichten es uns, zurück genau denselben Weg einzuschlagen, den wir gekommen waren.

Südlich vom 82. Breitengrade war die Barrière womöglich noch ebener als weiter nördlich; wir kamen daher ziemlich rasch vorwärts. An jedem ganzen Breitengrade, den wir auf unserem Vormarsch nach Süden erreichten, errichteten wir ein Depôt. Damit liefen wir unzweifelhaft eine Gefahr,

denn es blieb keine Zeit, kreuzweise Merkzeichen aufzustellen. Wir mußten uns also mit den Schneewegweisern begnügen und auf ihre Zuverlässigkeit bauen. Andererseits wurden unsere Schlitten um so viel leichter, so daß es den Hunden niemals schwer fiel, sie zu ziehen. Am 83. Breitengrad angelangt, sichteten wir in südwestlicher Richtung Land. Es konnte dies nur das Süd-Victoria-Land sein, wahrscheinlich eine Fortsetzung der Bergkette, welche in südöstlicher Richtung läuft und auf Shackletons Karte verzeichnet ist.

Jetzt änderte sich die Landschaft von Tag zu Tag immer mehr: ein Berg nach dem anderen tauchte auf, einer stets höher als der andere, im Durchschnitt von 3000 bis 5000 Metern Höhe; die Gratbildung war eine scharfe, die Spitzen glichen Nadeln. Ich habe niemals eine schönere, wildere und imposantere Landschaft gesehen. Hier erhob sich ein in die Wolken ragender Gipfel in düsteren kalten Umrissen, dort sah man Schneefelder und Gletscher in einem fürchterlichen Chaos durcheinander. Am 11. November sichteten wir Land in südlicher Richtung und konnten bald feststellen, daß eine ungefähr unter dem 86. Breitengrad (und dem 163. Längengrad) liegende Bergkette in östlicher und nordöstlicher Richtung das Süd-Victoria-Land durchquert. Diese Bergkette ist bedeutend niedriger, als die mächtigen Gebirge des übrigen Süd-Victoria-Landes. Gipfel von 600—1300 Meter waren die höchsten. Wir konnten die Bergkette unter dem 84. Breitengrad sehen, wo sie am Horizont verschwand.

Am 17. gelangten wir an die Stelle, wo die Eisbarriere aufhört und das Land beginnt. Von unserem Winterquartier aus waren wir bisher in direkt südlicher Richtung vorgegangen. Wir befanden uns auf $85^{\circ} 7'$ südlicher Breite und 165° westlicher Länge. Die Stelle, wo wir von der Eisbarriere auf das Festland kamen, bot keine großen Hindernisse. Man kommt über einige ausgedehnte wellenförmige Strecken, die hier und dort von Eispalten unterbrochen werden. Nichts konnte unseren Vormarsch hindern. Unser Plan war, von Framheim direkt südlich zu gehen und von dieser Richtung nicht abzuweichen, wenn wir nicht durch Hindernisse, welche die Natur uns in den Weg stellte, dazu gezwungen würden. Gelang unser Plan, so würde es uns vergönnt sein, vollständig unbekannte Gegenden zu erforschen und damit eine wertvolle geographische Arbeit auszuführen.

Der nächste, in gerade südlicher Richtung liegende Aufstieg in das Bergland befand sich zwischen den hohen Gipfeln des Süd-Victoria-Landes. Anscheinend erwarteten uns hier keine großen Schwierigkeiten. Allerdings würden wir wahrscheinlich einen weniger steilen Aufstieg gefunden haben, wenn wir nach der eben erwähnten, neu entdeckten Bergkette hinüber gegangen wären. Aber da wir an dem Grundsatz festhielten, daß der direkte Vormarsch gegen Süden der kürzeste Weg zum Ziele sei, mußten wir die Folgen tragen.

An dieser Stelle errichteten wir unser Hauptdepôt und hinterließen dort Vorrat für 30 Tage. Auf unseren 4 Schlitten nahmen wir Lebensmittel für 60 Tage mit. Und jetzt begannen wir den Aufstieg auf das Hochplateau. Der erste Teil des Weges führte uns über schneebedeckte Berghänge, die an mehreren Stellen recht steil waren, aber nicht in dem Grade, daß sie jemand von uns gehindert hätten, den eignen Schlitten bergauf zu bringen. Weiter oben trafen wir einige nicht breite, aber sehr steile Gletscher. Tatsächlich waren diese so steil, daß wir 20 Hunde vor jeden Schlitten spannen mußten. Später wurden die Gletscher häufiger und sie lagen auf so steilen Abhängen, daß wir die größte Mühe hatten, sie auf unseren Skies zu erklimmen. In der ersten Nacht schlugen wir unser Lager an einer Stelle auf, die 650 Meter über dem Meeresspiegel liegt. Am zweiten Tage kletterten wir weiter bergauf, hauptsächlich über einige kleine Gletscher hinweg. Unser nächstes Nachtlager befand sich 1250 Meter über dem Meeresspiegel.

Am dritten Tage machten wir leider die unangenehme Entdeckung, daß wir etwa 650 Meter wieder bergab steigen mußten, denn zwischen uns und den höheren, weiter südlich gelegenen Bergen war ein großer Gletscher, der in ostwestlicher Richtung verlief. Daran war nun nichts zu ändern. Die Expedition bewegte sich daher mit möglichster Eile bergab, und wir waren in unglaublich kurzer Zeit unten auf dem Gletscher, dem „Axel Heiberg-Gletscher“. In der jetzt anbrechenden Nacht befand sich unser Lager etwa 950 Meter über dem Meeresspiegel. Am folgenden Tage begann das längste Bergsteigen; wir waren genötigt, dem Axel Heiberg-Gletscher zu folgen. Auf diesem waren an einigen Stellen Eisblöcke angehäuft, so daß die Oberfläche hügelig und durch Spalten zerrissen war. Wir mußten daher Umwege machen, um die breiten Spalten zu vermeiden, die sich nach unten zu großen Becken erweiterten. Die letzteren waren allerdings mit Schnee angefüllt; der Gletscher hatte anscheinend schon vor langer Zeit jede Bewegung eingestellt. Die größte Vorsicht bei unserem Fortschreiten war geboten, denn wir hatten keine Ahnung davon, wie dick oder dünn die deckende Schicht war. Unser Lager wurde für diese Nacht in einer äußerst pittoresken Umgebung aufgeschlagen, in einer Höhe von etwa 1600 Meter über dem Meeresspiegel. Der Gletscher wurde hier durch die beiden 5000 Meter hohen Berge „Fritjof Nansen“ und „Don Pedro Christophersen“ eingeengt.

Gegen Westen hin weiter unten am Ende des Gletschers erhebt sich der Berg „Ole Engelstad“, der eine Höhe von etwa 4000 Metern erreicht. An dieser verhältnismäßig engen Stelle war der Gletscher sehr hügelig und von vielen tiefen Spalten zerrissen, so daß wir oft befürchteten, nicht weiter vorwärts kommen zu können. Am folgenden Tage erreichten wir ein leicht geneigtes Plateau, von dem wir annahmen, daß es dasselbe sei, welches

Shackleton beschreibt. Unsere Hunde brachten an diesem Tage eine Leistung zustande, die so einzig in ihrer Art war, daß sie an dieser Stelle unbedingt eine rühmende Erwähnung finden muß. Nachdem sie schon an den vorhergehenden Tagen eine anstrengende Arbeit geleistet hatten, legten sie an diesem Tage 31 Kilometer zurück und überwandern eine Steigung von 1750 Metern. Wir kampierten in der folgenden Nacht an einem Punkt, der 3300 Meter über dem Meeresspiegel lag. Jetzt war die Zeit gekommen, wo wir uns genötigt sahen, einige unserer Hunde zu schlachten. 24 unserer ausdauernden Gefährten mußten ihr Leben lassen. Der Platz, wo dies geschah, wurde die „Schlächtere“ getauft. Wegen schlechten Wetters mußten wir dort 4 Tage bleiben. Während dieses Aufenthalts gab es für uns und die Tiere nichts anderes als Hundefleisch. Als wir endlich am 26. November wieder aufbrechen konnten, blieben nur noch 10 geschlachtete Hunde übrig, die wir als Lebensmittel-Depôt am Lagerplatz hinterließen; etwas frisches Fleisch würde uns auf dem Rückwege eine willkommene Abwechslung sein. Während der nächsten Tage hatten wir stürmisches Wetter und dichtes Schneetreiben, so daß wir von der Umgegend nichts sehen konnten. Soviel konnten wir allerdings gewahr werden, daß wir schnell abwärts gingen. Einen Augenblick, als das Wetter für kurze Zeit besser war, sahen wir hohe Berge direkt gegen Osten. In dem dichten Schneetreiben am 28. November kamen wir dicht an zwei, in nordsüdlicher Richtung liegenden, eigenartig gestalteten Bergen vorbei; es waren die einzigen, die wir auf unserer rechten Seiten sehen konnten. Diese „Helland-Hansen-Berge“ waren ganz mit Schnee bedeckt und hatten eine Höhe von 2800 Metern. Später wurden sie zu einem ausgezeichneten Merkzeichen für uns. Am nächsten Tage teilten sich die Wolken und die Sonne brach hervor. Da kam es uns vor, als ob wir in ein ganz neues Land versetzt worden seien. In unserer Marschrichtung erhob sich ein großer Gletscher, und östlich von demselben befand sich eine von Südost nach Nordwest laufende Bergkette. Gegen Westen lag undurchdringlicher Nebel über dem Gletscher und verbarg selbst die allernächste Umgebung. Eine Messung mit dem Hypsometer ergab 2500 Meter für den am Fuße des „Teufels-Gletschers“ gelegenen Punkt. Wir waren also von der „Schlächtere“ 800 Meter bergab gegangen. Das war keine angenehme Entdeckung, denn wir mußten zweifelsohne ebenso viel, ja wahrscheinlich noch mehr, wieder bergauf steigen. Wir deponierten hier Lebensmittel für 6 Tage und setzten unseren Marsch fort. Von dem Lager aus, das wir in der Nacht bezogen, hatten wir eine prächtige Aussicht auf die östliche Bergkette. Dort erblickten wir einen so wunderbar gestalteten Berg, wie ich noch nie einen gesehen habe. Der Berg war 3750 Meter hoch, seine Spitzen rund herum mit einem Gletscher bedeckt. Es sah aus, als ob die Natur in einem Anfall von Ärger scharf-

kantige Eisblöcke auf den Berg hätte fallen lassen. Derselbe wurde „Helmer Hansen-Berg“ getauft und ist unser bestes Merkzeichen geworden. Und dort sahen wir auch die „Oscar Wisting-Berge“, die „Olav Bjaaland-Berge“, die „Sverre Hassel-Berge“, welche in den Strahlen der Mitternachtssonne dunkel und rot glitzerten und einen weißen und blauen Widerschein von sich gaben. In der Ferne tauchte das romantische Bergland auf, es sah gewaltig hoch aus, wenn man es durch die dichten Wolken und Nebelmassen betrachtete, die von Zeit zu Zeit darüber hinzogen und gelegentlich unseren Augen die mächtigen Gipfel und die abgebrochenen Gletscher zeigten. Zum ersten Male erblickten wir dort den „Thorvald Nilsen-Berg“, dessen Höhe 5000 Meter beträgt.

Drei Tage gebrauchten wir, um den Teufels-Gletscher zu ersteigen. Am 1. Dezember hatten wir diesen von Eisspalten und bodenlosen Abgründen durchbrochenen Gletscher hinter uns und befanden uns jetzt 2850 Meter über dem Meeresspiegel. Vor uns lag ein geneigtes, mit Blöcken übersätes Eisplateau, welches in dem Nebel und Schneetreiben wie ein zugefrorener See aussah. Der Marsch über des „Teufels Tanzboden“, wie wir das Plateau nannten, war nicht gerade angenehm. Südoststürme und Schneegestöber kamen täglich vor, dann konnten wir nichts, absolut nichts sehen. Der Untergrund des Bodens, auf dem wir marschierten, war hohl und es klang, als ob wir über leere Fässer gingen. Wir durchquerten diese unangenehme und häßliche Gegend so schnell, als es nur möglich war bei der großen Vorsicht, die wir anwenden mußten, denn die ganze Zeit dachten wir an die wenig erfreuliche Möglichkeit, daß wir einsinken könnten.

Am 6. Dezember erreichten wir den höchsten Punkt — nach den Messungen mit dem Hypsometer 3360 Meter über dem Meeresspiegel. Von dort ab war die Inlandhochebene vollkommen flach; das Plateau blieb gleichmäßig hoch. Unter $88^{\circ} 23'$ südlicher Breite hatten wir den Ort erreicht, welcher Shackletons weitestes südliches Vordringen bezeichnete. Wir schlugen unser Nachtlager unter $88^{\circ} 25'$ auf und errichteten dort unser letztes — zehntes — Lebensmitteldepôt, in dem wir 100 Kilogramm Vorräte zurückließen. Jetzt führte uns der Weg allmählich bergab. Der Boden befand sich in vorzüglichem Zustande, durchaus flach, ohne jeden Hügel, kein wellenförmiges Gelände oder sonstige Hindernisse. Wir kamen mit unseren Schlitten in idealer Weise vorwärts; das Wetter war herrlich; wir legten täglich 28 Kilometer zurück. Nichts hätte uns daran gehindert, die Tagesmärsche erheblich zu verlängern, aber wir hatten Zeit genug und hinreichende Lebensmittel; auch hielten wir es für klüger unsere Hunde zu schonen und sie nicht mehr als nötig anzustrengen. Ohne irgend einen Zwischenfall erreichten wir am 11. Dezember den $89.$ Breitengrad. Es schien, als ob wir in eine Gegend gekommen wären, wo immer schönes

Wetter ist. Das sicherste Zeichen dafür, daß dort eine konstant ruhige Witterung herrscht, war die völlige Ebenheit des Bodens. Wir konnten einen Zeltpfahl 2 Meter tief in den Schnee stecken, ohne irgendwie auf Widerstand zu stoßen. Dies bewies deutlich genug, daß der Schnee bei gleichmäßigem Wetter gefallen war; es mußte Windstille geherrscht oder höchstens eine leichte Brise geweht haben. Wäre die Witterung veränderlich gewesen — Windstille mit Böen abwechselnd —, so würden sich Schneesichten gebildet haben, die von verschiedener Dichtigkeit gewesen wären, was wir bei dem Einführen der Zeltpfähle in den tiefen Schnee sofort herausgefunden haben würden.

Unsere bloßen Berechnungen hatten bisher stets die gleichen Resultate ergeben wie unsere astronomischen Beobachtungen. Während der letzten acht Tage unseres Marsches hatten wir fortwährend Sonnenschein. Jeden Tag hielten wir mittags Rast, um die Meridianhöhe zu messen, und jeden Abend machten wir eine Azimutbeobachtung. Am 13. Dezember ergab die Meridianhöhe $89^{\circ} 37'$, die bloße Berechnung $89^{\circ} 38'$. Unter $88^{\circ} 25'$ konnten wir die letzte gute Azimutbeobachtung machen. Später taugte diese Art von Beobachtungen nichts mehr. Da die letzten Beobachtungen fast dasselbe Resultat ergaben, die Abweichung indessen eine nahezu konstante war, benutzten wir die unter $88^{\circ} 25'$ gemachte Beobachtung. Wir rechneten aus, daß wir unser Ziel am 14. Dezember erreichen würden.

Der 14. Dezember brach an. Mir kam es so vor, als ob wir kürzere Zeit geschlafen hätten, mit größerer Eile unser Frühstück einnahmen und an jenem Morgen früher aufbrachen als an den vorhergehenden Tagen. Wir hatten wie bisher schönes Wetter, herrlichen Sonnenschein und eine sehr schwache Brise. Wir kamen gut vorwärts. Es wurde nicht viel gesprochen. Ich glaube, jeder von uns war mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Wahrscheinlich beherrschte uns alle nur ein Gedanke, der uns veranlaßte, nach Süden hin auszuspähen und unsere Blicke über die endlose Hochebene schweifen zu lassen. Waren wir die ersten, oder — — — ?

Die berechnete Entfernung war zurückgelegt, das Ziel erreicht. Ruhig und still dehnte sich das mächtige Plateau vor uns aus, keines Menschen Auge hatte es je gesehen, keines Menschen Fuß es jemals betreten. In keiner Richtung war irgend ein Zeichen zu sehen. Ohne Zweifel war es ein feierlicher Augenblick, als wir alle, jeder mit einer Hand die Flaggenstange umfassend, die Flagge unseres Vaterlandes auf dem geographischen Südpol, auf „König Haakon des Siebenten-Plateau“ hißten.

Während der Nacht — wie sie unsere Uhren anzeigte — umgingen drei Mann unser Lager in einem Kreise, dessen Halbmesser eine Länge von 10 Meilen hatte, und setzten Merksteine, während die übrigen zwei

Mann im Zelt blieben und jede Stunde astronomische Beobachtungen nach der Sonne machten. Diese ergaben $89^{\circ} 55'$ südlicher Breite. Mit diesem Resultat hätten wir sehr wohl zufrieden sein können, aber wir hatten Zeit im Überfluß, und das Wetter war schön. Weshalb sollten wir also nicht versuchen, unsere Beobachtungen am Pole selbst zu machen? Am 16. verlegten wir daher unser Zelt die fehlenden 5 Meilen (9 Kilometer) weiter südlich und kampierten dort. Wir richteten alles so behaglich und gemütlich wie möglich ein, um eine Reihe von Beobachtungen während der 24 Tagesstunden zu machen. Die Höhen wurden jede Stunde von vier Mann mit Sextant und künstlichem Horizont gemessen. Diese Beobachtungen werden an der Universität zu Kristiania ausgerechnet werden. Dieses Zeltlager diente uns als Mittelpunkt für einen Kreis, den wir mit einem Radius von $4\frac{1}{2}$ Meilen (8.3 Kilometer) zogen, und es wurden Merksteine gesetzt. Ein kleines Zelt, welches wir mitgebracht hatten, um damit den Südpol zu bezeichnen, wurde dort aufgeschlagen und die norwegische Flagge mit dem Wimpel der „Fram“ über demselben gehißt. Dieses norwegische Heim erhielt den Namen „Polheim“. Nach den dort beobachteten Witterungsverhältnissen zu urteilen, kann dieses Zelt noch viele Jahre dort stehen. In demselben hinterließen wir einen an Seine Majestät König Haakon den Siebenten gerichteten Brief, in welchem mitgeteilt wird, was wir ausgerichtet haben. Der nächste Mann, welcher dorthin kommt, wird den Brief mitnehmen und für dessen Ablieferung Sorge tragen. Außerdem ließen wir dort einige Kleidungsstücke, einen Sextant, einen künstlichen Horizont und ein Hypsometer zurück.

Am 17. Dezember waren wir fertig, um den Rückweg anzutreten. Auf dem Vormarsch hatten wir nach Messungen mit dem Odometer 1390 Kilometer zurückgelegt, unsere Tagesmärsche waren demnach durchschnittlich 13 Meilen (24 Kilometer) gewesen. Als wir den Pol verließen, hatten wir zwei Schlitten und 17 Hunde. Jetzt hatten wir die große Freude, unsere täglichen Rationen vergrößern zu können, was früheren Expeditionen nicht möglich gewesen war, denn alle waren im Gegenteil genötigt, kleinere Rationen zu geben, und zwar schon von einem früheren Zeitpunkt ab. Auch für die Hunde wurden die Rationen vergrößert, und von Zeit zu Zeit erhielten sie einen ihrer Kameraden als Extrafutter. Das frische Fleisch machte die Hunde wieder lebhafter und trug ohne Zweifel zu dem guten Resultat der Expedition bei.

Noch einen letzten Blick, ein letztes Lebewohl sandten wir nach Polheim, dann begaben wir uns auf den Marsch.

Noch sehen wir die Flagge, sie weht uns noch zu. Allmählich erscheinen ihre Dimensionen kleiner und schließlich entschwindet sie unseren Augen. Einen letzten Gruß nach dem am Südpol gelegenen Klein-Norwegen. Wir

verließen das König Haakon-Plateau, welches im Sonnenschein gebadet dalag, wie wir es auf dem Hinwege gefunden hatten. Die mittlere Temperatur während unseres dortigen Aufenthaltes betrug 13° Celsius unter Null. Man hatte indessen das Gefühl, als ob eine weit mildere Temperatur herrschte.

Ich will meine geehrten Zuhörer nicht mit einer eingehenden Beschreibung der Rückreise ermüden, sondern beschränke mich darauf, nur einige interessante Zwischenfälle zu erwähnen.

Das herrliche Wetter, von dem wir auf dem Rückwege begünstigt wurden, entrollte vor unseren Augen das Bild der mächtigen Bergkette, welche die Fortsetzung der beiden unter dem 86. Breitengrade sich vereinenden Gebirgszüge ist. Die neu entdeckte, in südöstlicher Richtung verlaufende Bergkette ist überall mit 3000 bis 5000 Meter hohen Kuppen bedeckt. Unter dem 88. Breitengrade verschwindet sie am fernen Horizont. Die Gesamtheit der neu entdeckten Gebirgszüge, welche eine Länge von etwa 850 Kilometern haben, wurde „Königin Mauds Bergketten“ getauft.

Alle unsere 10 Lebensmitteldepots fanden wir wieder. Die reichen Vorräte, die wir schließlich in Hülle und Fülle hatten, nahmen wir bis zum 80. Breitengrad mit, wo wir sie deponierten. Bereits vom 86. Breitengrad ab brauchten wir die Rationen nicht mehr einzuteilen, sondern jedermann konnte sich nach Herzenslust sattessen.

Nach einer Abwesenheit von 99 Tagen trafen wir am 25. Januar in unserem Winterquartier Framheim wieder ein. Den 1390 Kilometer langen Weg hatten wir also in 39 Tagen zurückgelegt, und zwar ohne uns einen Ruhetag zu gönnen. Unsere Tagesmärsche betrug mithin durchschnittlich 19,2 Meilen (35,5 Kilometer). Bei unserer Ankunft waren zwei unserer Schlitten in gutem Zustand und 11 Hunde gesund und munter. Nicht ein einziges Mal hatten wir nötig gehabt, den Hunden zu helfen und die Schlitten schieben zu müssen. Unsere Lebensmittel bestanden aus Pemikan, Biskuits, Milch in Pulverform und Schokolade. Große Abwechslung hatten wir also nicht, aber es war eine gesunde und kräftige Nahrung, die den Körper stärkte, und das war natürlich gerade, was wir brauchten. Der beste Beweis dafür war, daß wir uns während der ganzen Zeit wohl gefühlt und wegen der Lebensmittel niemals Beschwerden gehabt hatten, was bei allen längeren Schlittentouren so allgemein vorzukommen pflegt und als ein unfehlbares Zeichen mangelhafter Ernährung angesehen werden muß.

Inzwischen hatte Leutnant Prestrud mit seinen beiden Gefährten im Osten und in der Nähe der Walfisch-Bai vortrefflich gearbeitet. Es war ihnen gelungen, König Eduards-Land zu erreichen, welches Scott entdeckt hatte, und zu bestätigen, was wir gesehen hatten. Es stellte sich